

Kafka Heimkehr

Ich bin zurückgekehrt, ich habe den Flur durchschritten und blicke mich um. es ist meines Vaters alter Hof. Die Pfütze in der Mitte. Altes, unbrauchbares Gerät, ineinander verfahren, verstellt den Weg zur Bodentreppe. Die Katze lauert auf dem Geländer. Ein zerrissenes Tuch, einmal im Spiel um eine Stange gewunden, hebt sich im Wind. Ich bin angekommen. Wer wird mich empfangen? Wer wartet hinter der Tür der Küche? Rauch kommt aus dem Schornstein, der Kaffee zum Abendessen wird gekocht. Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht, ich fühle mich sehr unsicher. Meines Vaters Haus ist es, aber kalt steht Stück neben Stück, als wäre jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die ich teils vergessen habe, teils niemals kannte. was kann ich ihnen nützen, was bin ich ihnen und sei ich auch des Vaters, des alten Landwirts Sohn. Und ich wage nicht an der Küchentür zu klopfen, nur von der Ferne horche ich, nur von der Ferne horche ich stehend, nicht so, dass ich als Horcher überrascht werden könnte. Und weil ich von der Ferne horche, erhorche ich nichts, nur einen leichten Uhrenschlag höre ich oder glaube ihn vielleicht nur zu hören, herüber aus den Kindertagen. Was sonst in der Küche geschieht, ist das Geheimnis der dort Sitzenden, das sie vor mir wahren. Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man. Wie wäre es, wenn jetzt jemand die Tür öffnete und mich fragte. Wäre ich dann nicht selbst wie einer, der sein Geheimnis wahren will.

Spiegelungstext: „La retour de l'enfant prodigue“ (Auszug)

Übersetzung von Rainer Maria Rilke «Die Heimkehr des verlorenen Sohnes»

„Sich zu befreien wissen, ist nichts; das Schwere ist, daß man frei zu sein weiß“ (Gide, Der Immoralist, 1902). Dieser Satz kann als Überschrift über das Werk über den Verlorenen Sohn von Gide stehen, das er 1907 geschrieben hat.

Die Geschichte vom Verlorenen Sohn wird kurz verfremdet erzählt. So sieht der Heimkehrer seine Mutter und rennt auf sein Elternhaus zu. Aber der Vater ist es, der ihn erwartet hat und ihn aufnimmt. Vom ältesten Sohn aufgefordert, sollen die Eltern mit dem Heimgekehrten reden und ihn zur Raison rufen. Zunächst spricht der Vater mit dem Heimgekehrten, dann der Älteste selbst, es folgt die Mutter. Zuletzt spricht der Heimgekehrte mit seinem jüngeren Bruder.

Dem Vater versichert der jüngere Sohn, dass er ihn noch immer liebe und dass er sich ihm immer nahe gefühlt habe. Er habe den Vater nicht wirklich verlassen können, da dieser überall bei ihm sei. Verlassen habe er das Haus — nicht den Vater — wegen der Enge.

Zurückgekehrt ist er aus „*Trägheit vielleicht*“ und „*vielleicht auch Feigheit und Krankheit*“ Aber nicht, weil er den Vater geliebt hat — denn nirgends hat er ihn so geliebt, wie in der Zeit seiner Not. Dieser Dialog endet damit, dass der Vater sagt:

„Ich, ich habe dich geschaffen; alles was in dir ist, ich weiß es. Ich weiß, was dich trieb auf deinen Wegen, und ich wartete auf dich an ihrem Ausgang. Hättest du mich gerufen — ich war da.“

„Mein Vater, so hätte ich dich wiederhaben können, ohne umzukehren?“

„Wenn du dich schwach gefühlt hast, so hast du gut getan, umzukehren.“

Dem älteren Bruder erklärt er den Weggang mit der Enge im Elternhaus. Das, was der Heimgekehrte als Enge erfährt, sieht der Älteste als Ordnung an. Diese möchte der Ältere dem Heimgekehrten „vorschreiben“. Damit ist eine Kritik am Vater verbunden:

„Er drückt sich nicht sehr klar aus; man kann ihm in den Mund legen, was einem beliebt. Ich aber, ich kenne seine Gedanken wohl. Bei den Leuten hier bleibe ich immer der Einzige, der sie auszulegen weiß, und wer den Vater verstehen will, hat auf mich zu hören.“

Die Mutter ist gegenüber dem Gleichnis Jesu neu eingeführt worden. Der Heimgekehrte beginnt zu weinen, und die Mutter spricht ausführlich von ihren Tränen und ihren Gebeten, die den Sohn zur Umkehr gebracht haben. Ihr gegenüber erklärt er seinen Weggang als Suche nach sich selbst. Die Erfahrung der Not hat seinen Stolz, seinen Drang nach Freiheit gebrochen. Nun wolle er sich wieder der Familie anpassen.

Es wird ein Bruder eingeführt, der jüngste Bruder. Der Heimgekehrte sucht den Bruder in dessen Schlafkammer auf (vgl.: die ähnliche Szene in: A. Gide, Selbstzeugnis. Autobiographische Schriften, DVA, Stuttgart 1969, 157f.). Durch körperlichen Kontakt („*Der Verlorene zieht den Bruder an sich und wiegt ihn leise*“) bricht er dessen Widerstand. Dieser Bruder hatte den Weggang des verlorenen Sohnes bewundert, weil er selbst den ältesten Bruder hasst. Er selbst träumt von der Freiheit. Die triste Heimkehr des Bruders lässt allerdings die Bewunderung umschlagen in Enttäuschung. Er ist enttäuscht, dass der verlorene Sohn die Freiheit nicht dem Leiden übergeordnet hat:

„Mit einem Wort, du hast darauf verzichtet, der zu sein, der du sein wolltest.“

Der verlorene Sohn, von der Mutter beauftragt, den Jüngsten davon abzuhalten, dass auch er aus dem Haus geht, schildert ihm, dass die Sklaverei es war, die ihn zurückgeführt habe. Durch seinen Versuch, den Jüngsten zu überreden, möchte er den Jüngsten vor einer solchen Heimkehr bewahren. Doch der Jüngste lässt sich nicht mehr abhalten. Er weiß um die zu erwartende Härte. Und der heimgekehrte Sohn verabschiedet sich vom Jüngsten. Dieser möchte den Heimgekehrten mit in die Fremde nehmen. Doch antwortet dieser:

„Lass mich, lass mich; ich will bleiben und unsere Mutter trösten. Ohne mich wirst du tapferer sein. Es ist Zeit jetzt. Der Himmel bleicht. Geh, ohne Lärm. Komm! Küss mich, mein junger Bruder. Du nimmst alle meine Hoffnungen mit dir. Sei stark. Vergiss uns, vergiss mich. Mögest du nicht wiederkommen ... Steig leise hinab. Ich halte die Lampe “

Spiegelungstext: „ La retour de l'enfant prodigue“ (Auszug)

Übersetzung von Rainer Maria Rilke «Die Heimkehr des verlorenen Sohnes»

Das Zwiegespräch mit dem jüngeren Bruder

Es ist die Kammer neben der des Verlorenen, nicht gerade klein, mit leeren Wänden. Eine Lampe in der Hand, nähert sich der Verlorene dem Bett, wo sein jüngerer

Bruder ruht, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Er beginnt mit leiser Stimme, um das Kind, wenn es schläft, nicht in seinem Schlummer zu stören. »Ich möchte mit dir sprechen, mein Bruder.«

»Was hindert dich daran?«

»Ich glaubte, du schliefst.«

»Man braucht nicht zu schlafen, um zu träumen.«

»Du träumtest; wovon denn?«

»Was kümmerts dich. Wenn schon ich meine Träume nicht versteh, so wirst du, glaub ich, kaum imstande sein, sie mir auszulegen.«

»Sie sind also sehr eigen. Wenn du sie mir erzählst, ich wills versuchen.«

»Kannst du dir deine Träume wählen? Die meinen sind, was ihnen einfällt, und haben mehr Freiheit als ich... Was willst du übrigens hier? Was störst du mich in meinem Schlaf?«

»Du schläfst nicht, und ich komme im Guten mit dir sprechen.«

»Was hast du mir zu sagen?«

»Nichts, wenn du diesen Ton anschlägst.«

»Dann leb wohl.«

Der Verlorene geht auf die Türe zu, aber er stellt nur die Lampe auf die Erde, die das Zimmer so nur noch schwach erleuchtet.

Dann kommt er zurück, setzt sich auf den Bettrand, im Halbdunkel, und streichelt lange die abgewendete Stirn des Kindes.

»Du antwortest mir schärfer, als ich je deinem Bruder geantwortet habe. Und ich war doch auch voller Widerspruch gegen ihn.« Das trotziges Kind hat sich heftig aufgerichtet.

»Sag: schickt dich unser Bruder?«

»Nein, mein Kleiner, nicht er, unsere Mutter.«

»Ah, von selbst wärest du nicht gekommen.«

»Aber ich komme dennoch als Freund.«

Halb aufgesetzt in seinem Bett, starrt das Kind den Verlorenen an.

»Wie brächte es einer von den Meinigen zuwege, mein Freund zu sein?«

»Du irrst dich in unserem Bruder...«

»Sprich mir nicht von ihm. Ich hasse ihn... Von ganzem Herzen ist er mir zuwider. Er ist der Grund, daß ich dir hart geantwortet habe.«

»Aber wie denn?«

»Du wirst das nicht begreifen.«

»Trotzdem, sprich ... «

Der Verlorene zieht den Bruder an sich und wiegt ihn leise, und das halberwachsene Kind hält sich nicht länger zurück:

»Am Abend, da du heimkehrtest, war es mir nicht möglich zu schlafen. Die ganze Nacht dachte ich: Ich hatte noch einen Bruder, und ich wußte es nicht. Deshalb hat mir das Herz so stark geklopft, als ich dich hereinkommen sah, in den Hof des Hauses, ruhmbedeckt.«

»Ach! bedeckt mit Lumpen, wie ich war.«

»Ja, ich habe dich gesehen, und doch schon ruhmvoll. Und ich habe gesehen, was unser Vater tat: er hat an deinen Finger einen Ring gesteckt, einen solchen, wie ihn unser Bruder nicht besitzt. Ich wollte niemanden über dich befragen. Ich wußte nur, daß du von sehr weit kamst, und dein Blick, bei Tisch.«

»Warst du denn dabei?«

»Oh, ich weiß wohl, daß du mich nicht gesehen hast. Während des ganzen Essens war dein Blick in der Ferne, ohne etwas zu sehen. Auch, daß du am zweiten Abend mit dem Vater gesprochen hast, war gut — aber am dritten ...«

»Sprich ...«

»Ach, wenn es nur ein liebes Wort gewesen wäre, du hättest wohl kommen können und es mir sagen.«

»Hast du mich denn erwartet?«

»Und wie! Glaubst du, ich würde unseren Bruder so hassen, wenn du nicht an jenem Abend so endlos mit ihm gesprochen hättest. Was könnt ihr euch denn zu sagen gehabt haben? Du weißt wohl, wenn du

Ähnlichkeit mit mir hast, so kannst du mit ihm nichts gemein haben.«

»Ich hatte schweres Unrecht gegen ihn begangen.«

»Ist es möglich?«

»Wenigstens gegen unseren Vater und unsere Mutter. Du weißt, daß ich aus dem Haus geflohen war.«

»Ja, ich weiß. Es ist lange her, nicht wahr?«

»Ungefähr als ich so alt war wie du.«

»So. Und das nennst du dein Unrecht.«

»Ja, das war mein Unrecht, meine Sünde.«

»Als du weggingst, fühltest du da, daß du schlecht handeltest?«

»Nein; ich fühlte in mir etwas wie eine Verpflichtung, fortzugehen.«

»Und was ist denn seither geschehen, daß aus deiner Wahrheit von damals Irrtum wurde?«

»Ich habe gelitten.«

»Und deshalb sagst du: ich hatte unrecht?«

»Nein, nicht gerade deshalb; aber das hat mich zur Besinnung gebracht.«

»Früher also bist du nie zur Besinnung gekommen?«

»Doch, aber meine schwache Vernunft war nachgiebig gegen meine Begierden.«

»Wie später gegen das Leiden. So daß du heute zurückkehrst überwunden.«

»Nein, nicht eigentlich; — ergeben.«

»Mit einem Wort, du hast darauf verzichtet, der zu sein, der du sein wolltest.«

»Der, der ich, meinem Hochmut nach, zu sein glaubte.«

Das Kind verharrt eine Weile schweigend, dann schluchzt es auf und schreit:

»Mein Bruder, ich bin der, der du warst, als du weggingst. Oh, sag: War alles Trug auf deinen Wegen? Meine Ahnung von dem da draußen, das anders ist als das hier, ist also nichts als Täuschung? Was ich Neues in

mir fühle — Wahnsinn? Sprich: Was hast du denn so völlig Entmutigendes auf deinem Weg getroffen? Was war schuld, daß du umkehrtest?«

»Die Freiheit, die ich suchte, ging mir verloren; einmal in Gefangenschaft, mußte ich dienen.«

»Ich bin hier in Gefangenschaft.«

»Ja, aber schlimmen Herren dienen. Hier dienst du deinen Eltern.«

»Ach, dienen ist dienen; hat man nicht wenigstens die Freiheit, sich seine Knechtschaft zu wählen?«

»Das hoffte ich. So weit meine Füße mich trugen, wanderte ich, auf der Suche nach meiner Sehnsucht, wie Saul auf der Suche nach seinen Eselinnen. Aber dort, wo ein Königreich auf ihn wartete, dort hab ich das Elend gefunden. Und dennoch...«

»Hast du auch nicht den Weg verfehlt?«

»Mein Ich ging vor mir her.«

»Bist du sicher? Und doch gibt es andere Königreiche und Länder ohne König, die noch zu entdecken sind.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Ich weiß es. Ich fühle es. Ich seh mich schon dort herrschen.«

»Hochmütiger!«

»Sieh, da ist das Wort, das dir unser Bruder gesagt hat. Wie kommst du jetzt dazu, es mir zu sagen? Hättest du dir nur diesen Hochmut bewahrt! Du wärest nicht zurückgekehrt.«

»Dann hätte ich dich nie gekannt.«

»Doch, doch, dort draußen, wohin ich dir nachgekommen wäre, dort würdest du mich schon erkannt haben als deinen Bruder. Ja, mir ist doch jetzt zumut, als wärs, um dich wiederzufinden, daß ich fortgehe.«

»Daß du fortgehst?«

»Hast du es nicht begriffen? Ermutigst du mich nicht selbst, fortzugehen?«

»Ich möchte dir die Rückkehr sparen ... aber dadurch, daß ich dir den Aufbruch erspare.«

»Nein, nein, sag mir das nicht; nein, das willst du ja gar nicht sagen. Du bist doch auch -nicht wahr? - du bist wie ein Eroberer ausgezogen?«

»Darum empfand ich meine Knechtschaft nur um so härter.«

»Warum hast du dich dann unterworfen? Warst du schon müde?«

»Nein, noch nicht; aber ich war im Zweifel.«

»Was meinst du damit?«

»Im Zweifel an allem, an mir selbst. Ich wollte bleiben, mich irgendwo anschließen. Der Halt, den mir dieser Meister versprach, war eine Versuchung für mich. Ja, jetzt sehe ich es wohl ein: ich bin schwach gewesen.«

Der Verlorene neigt das Haupt und verbirgt den Blick in seinen Händen.

»Aber im Anfang?«

»Ich war lange gewandert über die große, noch ungebändigte Erde. «

»Die Wüste?«

»Nicht immer war es die Wüste.«

»Was hast du da gesucht?«

»Ich versteh es selber nicht mehr.«

»Steh auf von meinem Bett. Sieh auf den Tisch dort hinter meinem Kissen, bei dem altmodischen Buch.«

»Ich seh einen offenen Granatapfel«

»Den hat mir der Schweinehirt gebracht neulich abends; drei Tage war er nicht nach Haus gekommen.«

»Ja, das ist ein wilder Granatapfel.«

»Ich weiß. Er ist von einer Bitterkeit, beinahe furchtbar; und doch, ich fühle, wenn ich nur genügend Durst hätte, ich würde hineinbeißen.«

»Ah, so kann ich es dir jetzt sagen: Was ich suchte in der Wüste, war dieser Durst.«

»Ein Durst, den nur diese Frucht löscht, die ohne Süße ist.«

»Nein, aber man liebt diesen Durst um ihrer willen.«

»Weißt du, wo man sie holt?«

»Ein kleiner verlassener Garten ist da; man kommt gegen Abend hin. Keine Mauer schließt ihn mehr ab nach der Wüste. Ein Bach floß dort vorbei. Ein paar Früchte, halbreif, hingen an den Zweigen.«

»Was für Früchte?«

»Die gleichen, wie in unserm Garten, nur wild. Es war den ganzen Tag über sehr heiß gewesen.«

»Hör zu. Weißt du, warum ich dich heute abend erwartete? Eh die Nacht um ist, geh ich. Diese Nacht; diese Nacht, sowie sie anfängt zu verblassen. Mein Gürtel ist geschnallt, ich habe die Sandalen anbehalten.«

»Was! Du willst tun, was ich nicht konnte?«

»Du hast mir den Weg aufgetan. Der Gedanke an dich wird mir beistehn.«

»Ich kann dich nur bewundern. Du dagegen mußt mich vergessen. Was nimmst du mit?«

»Du weißt wohl, ich, als der Jüngere, habe keinen Anteil am Erbe. Ich gehe ohne alles.«

»Besser so.«

»Was siehst du denn nach dem Fenster?«

»Den Garten seh ich, wo unsere Toten ruhen.«

»Mein Bruder ... (und das Kind, das vom Bett aufgestanden ist, schmiegt den Arm um den Hals des Verlorenen, und es legt dieselbe Zärtlichkeit in diese Gebärde und in seine Stimme)... komm mit mir!«

»Laß mich, laß mich; ich will bleiben und unsere Mutter trösten. Ohne mich wirst du tapferer sein. Es ist Zeit jetzt. Der Himmel bleicht. Geh, ohne Lärm. Komm! Küß mich,

mein junger Bruder. Du nimmst alle meine Hoffnungen mit dir. Sei stark. Vergiß uns, vergiß mich. Mögst du nicht wiederkommen ... Steig leise hinab. Ich halte die Lampe.«

»Gib mir wenigstens noch die Hand bis an die Tür.«

»Achtung bei den Stufen auf dem Vorplatz ...«

Arbeitsvorschläge

1. Was steht im Mittelpunkt des Gleichnisses?
2. Wo geschieht etwas, was übliches Denken und Handeln durchbricht?
3. Wo bewegt Sie diese Geschichte? Versuchen Sie zu erläutern warum.
4. Das Menschenbild im Gleichnis und bei Gide
5. Das Gottesverständnis im Gleichnis und bei Gide
6. Versöhnung bei Gott und Selbstversöhnung
7. Neuanfang bei Gide und beim „Verlorenen Sohn“

3. Anmerkungen

Schuld einzusehen und nicht zu verdrängen oder auf andere abzuwälzen, ist im heutigen Leben ein schwieriger Vorgang. Auf der anderen Seite fordern viele, wenn sie selbst Opfer geworden sind, Wiedergutmachung. Das eigene Schuldbewußtsein ist bei vielen gesunken. Das hängt einerseits mit dem Abbau von Ordnungen und Normen zusammen, die durch überkommene Lebensstrukturen, Traditionen und Sitten gewährleistet waren, andererseits mit dem Verlust der sogenannten Primärtugenden wie Treue, Ehrlichkeit und der Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen. Das ist weithin sicherlich in der Egozentrik des Menschen begründet, verbunden mit einer Selbstüberschätzung des Menschen, der sich als „autonom“ betrachtet und niemanden über sich annehmen will und kann und sich gleichgültig gegenüber einem Bekenntnis zu Gott verhält.

Diesen Weg zeichnet André Gide vor :

Eine tiefe Auseinandersetzung spiegelt sich im „Verlorenen Sohn“ wider: die Nähe zu dem Vater, zu Gott, die Distanz zu der Ordnung, die der älteste Bruder errichtet. So ist der eigentliche Gegner der ältere Bruder. Ihm vermag der Heimgekehrte aus Müdigkeit nicht mehr zu widerstehen, was er der Mutter gegenüber auch äußert: *„Nichts macht mich mehr müde, als das durchzusetzen, worin man anders ist. Diese Reise hat mich am Ende ganz erschöpft.“*

Ein wichtiges Motiv des Dialogs mit dem Vater im „Verlorenen Sohn“ wird verständlich: Der Vater ist auch in der Fremde anwesend! Damit siedelt Gide seinen Gott außerhalb der Kirche an. Zu Hause, also in der Kirche, macht der Älteste die Gesetze. Aber: Gott ist überall, in

der Ferne ist der Mensch Gott nah! Der Älteste hingegen maßt sich an, den Willen des Vaters zu kennen und durchzusetzen.

Der heimgekehrte Sohn ist zu müde, um zu kämpfen, Die Hoffnung liegt nun auf dem jüngsten Sohn, die Reinheit des Kindlichen wird die Sklaverei überwinden. Das Elternhaus wird nicht mehr vom Vater geführt, sondern vom ältesten Sohn. Den Vater finden Menschen außerhalb des Vaterhauses. Der älteste Sohn hat nicht allein die Einladung angenommen, er hat das Vaterhaus, so Gide, usurpiert. Es bleibt denen, die die Freiheit suchen oder auch den nahen Vater, nun nichts anderes übrig, als ausziehen.

5. Quellen

- Berger, Paul Charles: André Gide, Mensch und Werk, Coburg 1949
- Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Freiburg/Basel/Wien, 1995
- Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers, Privilegierte Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart 1954
- Fenske, Wolfgang: Ein Mensch hatte zwei Söhne. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn in Schule und Gemeinde (Theologie für Lehrerinnen und Lehrer — Thema), Göttingen 2003
- Gide, André: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Übertragen von Rainer Maria Rilke, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1978
- Martin, Claude: André Gide — mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt, Reinbek bei Hamburg 2001
- Mahlke, Hans Peter: Schuld und Vergebung. Unterrichtsmodell für den Konfirmandenunterricht — Vorbereitungshilfen und Kopiervorlagen — Erarbeitet im Auftrag und unter Mitwirkung der Kommission für Katechetische Unterweisung der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche, Groß Oesingen 2001
- Rengstorf, Karl Heinrich: Das Evangelium nach Lukas, in: Das Neue Testament Deutsch, Bd.1, Göttingen 1965

Aus: Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V. <http://schulbuchpreis.de/bibel-heute.html>

Man wird mich schwer davon überzeugen, daß die Geschichte des verlorenen Sohnes nicht die Legende dessen ist, der nicht geliebt werden wollte. Da er ein Kind war, liebten ihn alle im Hause. Er wuchs heran, er wußte es nicht anders und gewöhnte sich in ihre Herzweiche, da er ein Kind war.

Aber als Knabe wollte er seine Gewohnheiten ablegen. Er hätte es nicht sagen können, aber wenn er draußen herumstrich den ganzen Tag und nicht einmal mehr die Hunde mithaben wollte, so wars, weil auch sie ihn liebten: weil in ihren Blicken Beobachtung war und Teilnahme, Erwartung und Besorgtheit; weil man auch vor ihnen nichts tun konnte, ohne zu freuen oder zu kränken. Was er aber damals meinte, das war die innige Indifferenz seines Herzens, die ihn manchmal früh in den Feldern mit solcher Reinheit ergriff, daß er zu laufen begann, um nicht Zeit und Atem zu haben, mehr zu sein als ein leichter Moment, in dem der Morgen zum Bewußtsein kommt.

Das Geheimnis seines noch nie gewesenem Lebens breitete sich vor ihm aus. Unwillkürlich verließ er den Fußpfad und lief weiter feldein, die Arme ausgestreckt, als könnte er in dieser Breite mehrere Richtungen auf einmal bewältigen. Und dann warf er sich irgendwo hinter eine Flecke, und niemand legte Wert auf ihn. Er schälte sich eine Flöte, er schleuderte einen Stein nach einem kleinen Raubtier, er neigte sich vor und zwang einen Käfer umzukehren: dies alles wurde kein Schicksal, und die Himmel gingen wie über Natur. Schließlich kam der Nachmittag mit lauter Einfällen; man war ein Bucanier auf der Insel Tortuga, und es lag keine Verpflichtung darin, es zu sein; man belagerte Campêche, man eroberte Vera-Cruz; es war möglich, das ganze Heer zu sein oder ein Anführer zu Pferd oder ein Schiff auf dem Meer: je nachdem man sich fühlte. Fiel es einem aber ein, hinzuknien, so war man rasch Deodat von Gozon und hatte den Drachen erlegt und vernahm, ganz heiß, daß dieses Heldentum hoffährtig war, ohne Gehorsam. Denn man ersparte sich nichts, was zur Sache gehörte. Soviel Einbildungen sich aber auch einstellten, zwischendurch war immer noch Zeit, nichts als ein Vogel zu sein, ungewiß welcher. Nur daß der Heimweg dann kam. Mein Gott, was war da alles abzulegen und zu vergessen; denn richtig vergessen, das war nötig; sonst verriet man sich, wenn sie drängten. Wie sehr man auch zögerte und sich umsah, schließlich kam doch der Giebel herauf. Das erste Fenster oben faßte einen ins Auge, es mochte wohl jemand dort stehen. Die Hunde, in denen die Erwartung den ganzen Tag angewachsen war, preschten durch die Büsche und trieben einen zusammen zu dem, den sie meinten. Und den Rest tat das Haus. Man mußte nur eintreten in seinen vollen Geruch, schon war das Meiste entschieden. Kleinigkeiten konnten sich noch ändern; im ganzen war man schon der, für den sie einen hier hielten; der, dem sie aus seiner kleinen Vergangenheit und ihren eigenen Wünschen längst ein Leben gemacht hatten; das gemeinsame Wesen, das Tag und Nacht unter der Suggestion ihrer Liebe stand, zwischen ihrer Hoffnung und ihrem Argwohn, vor ihrem Tadel oder Beifall.

So einem nützt es nichts, mit unsäglicher Vorsicht die Treppen zu steigen. Alle werden im

Wohnzimmer sein, und die Türe muß nur gehn, so sehen sie hin. Er bleibt im Dunkel, er will ihre Fragen abwarten. Aber dann kommt das Ärgste. Sie nehmen ihn bei den Händen, sie ziehen ihn an den Tisch, und alle, soviel ihrer da sind, strecken sich neugierig vor die Lampe. Sie haben es gut, sie halten sich dunkel, und auf ihn allein fällt, mit dem Licht, alle Schande, ein Gesicht zu haben.

Wird er bleiben und das ungefähre Leben nachlügen, das sie ihm zuschreiben, und ihnen allen mit dem ganzen Gesicht ähnlich werden? Wird er sich teilen zwischen der zarten Wahrhaftigkeit seines Willens und dem plumpen Betrug, der sie ihm selber verdirbt? Wird er es aufgeben, *das* zu werden, was denen aus seiner Familie, die nur noch ein schwaches Herz haben, schaden könnte?

Nein, er wird fortgehen. Zum Beispiel während sie alle beschäftigt sind, ihm den Geburtstagstisch zu bestellen mit den schlecht erratenen Gegenständen, die wieder einmal alles ausgleichen sollen. Fortgehen für immer. Viel später erst wird ihm klar werden, wie sehr er sich damals vornahm, niemals zu lieben, um keinen in die entsetzliche Lage zu bringen, geliebt zu sein. Jahre hernach fällt es ihm ein und, wie andere Vorsätze, so ist auch dieser unmöglich gewesen. Denn er hat geliebt und wieder geliebt in seiner Einsamkeit; jedesmal mit Verschwendung seiner ganzen Natur und unter unsäglicher Angst um die Freiheit des andern. Langsam hat er gelernt, den geliebten Gegenstand mit den Strahlen seines Gefühls zu durchscheinen, statt ihn darin zu verzehren. Und er war verwöhnt von dem Entzücken, durch die immer transparentere Gestalt der Geliebten die Weiten zu erkennen, die sie seinem unendlichen Besitzenwollen auftat.

Wie konnte er dann nächtelang weinen vor Sehnsucht, selbst so durchleuchtet zu sein. Aber eine Geliebte, die nachgiebt, ist noch lang keine Liebende. O, trostlose Nächte, da er seine flutenden Gaben in Stücken wiederempfang, schwer von Vergänglichkeit. Wie gedachte er dann der Troubadours, die nichts mehr fürchteten als erhört zu sein. Alles erworbene und vermehrte Geld gab er dafür hin, dies nicht noch zu erfahren. Er kränkte sie mit seiner groben Bezahlung, von Tag zu Tag bang, sie könnten versuchen, auf seine Liebe einzugehen. Denn er hatte die Hoffnung nicht mehr, die Liebende zu erleben, die ihn durchbrach. Selbst in der Zeit, da die Armut ihn täglich mit neuen Härten erschreckte, da sein Kopf das Lieblingsding des Elends war und ganz abgegriffen, da sich überall an seinem Leibe Geschwüre aufschlugen wie Notaugen gegen die Schwärze der Heimsuchung, da ihm graute vor dem Unrat, auf dem man ihn verlassen hatte, weil er seinesgleichen war: selbst da noch, wenn er sich besann, war es sein größtes Entsetzen, erwidert worden zu sein. Was waren alle Finsternisse seither gegen die dichte Traurigkeit jener Umarmungen, in denen sich alles verlor. Wachte man nicht auf mit dem Gefühl, ohne Zukunft zu sein? Ging man nicht sinnlos umher ohne Anrecht auf alle Gefahr? Hatte man nicht hundertmal versprechen müssen, nicht zu sterben? Vielleicht war es der Eigensinn dieser argen Erinnerung, die sich von Wiederkunft zu Wiederkunft eine Stelle erhalten wollte, was sein Leben unter den Abfällen wahren ließ. Schließlich fand man ihn wieder. Und erst dann, erst in den Hirtenjahren, beruhigte sich seine viele Vergangenheit. Wer beschreibt, was ihm damals geschah?

Welcher Dichter hat die Überredung, seiner damaligen Tage Länge zu vertragen mit der Kürze des Lebens? Welche Kunst ist weit genug, zugleich seine schmale, vermantelte Gestalt hervorzurufen und den ganzen Überraum seiner riesigen Nächte.

Das war die Zeit, die damit begann, daß er sich allgemein und anonym fühlte wie ein zögernd Genesender. Er liebte nicht, es sei denn, daß er es liebte, zu sein. Die niedrige Liebe seiner Schafe lag ihm nicht an; wie Licht, das durch Wolken fällt, zerstreute sie sich um ihn her und schimmerte sanft über den Wiesen. Auf der schuldlosen Spur ihres Hungers schritt er schweigend über die Weiden der Welt. Fremde sahen ihn auf der Akropolis, und vielleicht war er lange einer der Hirten in den Baux und sah die versteinerte Zeit das hohe Geschlecht überstehen, das mit allem Erringen von Sieben und Drei die sechzehn Strahlen seines Sterns nicht zu bezwingen vermochte. Oder soll ich ihn denken zu Orange, an das ländliche Triumphtor geruht? Soll ich ihn sehen im seelengewohnten Schatten der Allyscamps, wie sein Blick zwischen den Gräbern, die offen sind wie die Gräber Auferstandener, eine Libelle verfolgt?

Gleichviel. Ich seh mehr als ihn, ich sehe sein Dasein, das damals die lange Liebe zu Gott begann, die stille, ziellose Arbeit. Denn über ihn, der sich für immer hatte verhalten wollen, kam noch einmal das anwachsende Nichtanderskönnen seines Herzens. Und diesmal hoffte er auf Erhörung. Sein ganzes, im langen Alleinsein ahnend und unbeirrbar gewordenes Wesen versprach ihm, daß jener, den er jetzt meinte, zu lieben verstünde mit durchdringender, strahlender Liebe. Aber während er sich sehnte, endlich so meisterhaft geliebt zu sein, begriff sein an Fernen gewohntes Gefühl Gottes äußersten Abstand. Nächte kamen, da er meinte, sich auf ihn zuzuwerfen in den Raum; Stunden voller Entdeckung, in denen er sich stark genug fühlte, nach der Erde zu tauchen, um sie hinaufzureißen auf der Sturmflut seines Herzens. Er war wie einer, der eine herrliche Sprache hört und fiebernd sich vornimmt, in ihr zu dichten. Noch stand ihm die Bestürzung bevor, zu erfahren, wie schwer diese Sprache sei; er wollte es nicht glauben zuerst, daß ein langes Leben darüber hingehen könne, die ersten, kurzen Scheinsätze zu bilden, die ohne Sinn sind. Er stürzte sich ins Erlernen wie ein Läufer in die Wette; aber die Dichte dessen, was zu überwinden war, verlangsamte ihn. Es war nichts auszudenken, was demütigender sein konnte als diese Anfängerschaft. Er hatte den Stein der Weisen gefunden, und nun zwang man ihn, das rasch gemachte Gold seines Glücks unaufhörlich zu verwandeln in das klumpige Blei der Geduld. Er, der sich dem Raum angepaßt hatte, zog wie ein Wurm krumme Gänge ohne Ausgang und Richtung. Nun, da er so mühsam und kummervoll lieben lernte, wurde ihm gezeigt, wie nachlässig und gering bisher alle Liebe gewesen war, die er zu leisten vermeinte. Wie aus keiner etwas werden können, weil er nicht begonnen hatte, an ihr Arbeit zu tun und sie zu verwirklichen. In diesen Jahren gingen in ihm die großen Veränderungen vor. Er vergaß Gott beinahe über der harten Arbeit, sich ihm zu nähern, und alles, was er mit der Zeit vielleicht bei ihm zu erreichen hoffte, war »sa patience de supporter une âme«. Die Zufälle des Schicksals, auf die die Menschen halten, waren schon längst von ihm abgefallen, aber nun verlor, selbst was an Lust und Schmerz notwendig war, den gewürzhaften Beigeschmack und wurde rein und nahrhaft für ihn. Aus den Wurzeln seines Seins entwickelte sich die feste, überwinternde

Pflanze einer fruchtbaren Freudigkeit. Er ging ganz darin auf, zu bewältigen, was sein Binnenleben ausmachte, er wollte nichts überspringen, denn er zweifelte nicht, daß in alledem seine Liebe war und zunahm. Ja, seine innere Fassung ging so weit, daß er beschloß, das Wichtigste von dem, was er früher nicht hatte leisten können, was einfach nur durchwartet worden war, nachzuholen. Er dachte vor allem an die Kindheit, sie kam ihm, je ruhiger er sich besann, desto ungetaner vor; alle ihre Erinnerungen hatten das Vage von Ahnungen an sich, und daß sie als vergangen galten, machte sie nahezu zukünftig. Dies alles noch einmal und nun wirklich auf sich zu nehmen, war der Grund, weshalb der Entfremdete heimkehrte. Wir wissen nicht, ob er blieb; wir wissen nur, daß er wiederkam.

Die die Geschichte erzählt haben, versuchen es an dieser Stelle, uns an das Haus zu erinnern, wie es war; denn dort ist nur wenig Zeit vergangen, ein wenig gezählter Zeit, alle im Haus können sagen, wieviel. Die Hunde sind alt geworden, aber sie leben noch. Es wird berichtet, daß einer aufheulte. Eine Unterbrechung geht durch das ganze Tagwerk. Gesichter erscheinen an den Fenstern, gealterte und erwachsene Gesichter von rührender Ähnlichkeit. Und in einem ganz alten schlägt ganz plötzlich blaß das Erkennen durch. Das Erkennen? Wirklich nur das Erkennen? - Das Verzeihen. Das Verzeihen wovon? - Die Liebe. Mein Gott: die Liebe.

Er, der Erkannte, er hatte daran nicht mehr gedacht, beschäftigt wie er war: daß sie noch sein könne. Es ist begreiflich, daß von allem, was nun geschah, nur noch dies überliefert ward: seine Gebärde, die unerhörte Gebärde, die man nie vorher gesehen hatte; die Gebärde des Flehens, mit der er sich an ihre Füße warf, sie beschwörend, daß sie nicht liebten. Erschrocken und schwankend hoben sie ihn zu sich herauf. Sie legten sein Ungestüm nach ihrer Weise aus, indem sie verziehen. Es muß für ihn unbeschreiblich befreiend gewesen sein, daß ihn alle mißverstanden, trotz der verzweifelten Eindeutigkeit seiner Haltung. Wahrscheinlich konnte er bleiben. Denn er erkannte von Tag zu Tag mehr, daß die Liebe ihn nicht betraf, auf die sie so eitel waren und zu der sie einander heimlich ermunterten. Fast mußte er lächeln, wenn sie sich anstrebten, und es wurde klar, wie wenig sie ihn meinen konnten.

Was wußten sie, wer er war. Er war jetzt furchtbar schwer zu lieben, und er fühlte, daß nur Einer dazu imstande sei. Der aber wollte noch nicht.

Ende der Aufzeichnungen

Der Auszug des verlorenen Sohnes

Nun fortzugehn von alle dem Verwornen,
 das unser ist und uns doch nicht gehört,
 das, wie das Wasser in den alten Bornen,
 uns zitternd spiegelt und das Bild zerstört;
 von allem diesen, das sich wie mit Dornen
 noch einmal an uns anhängt – fortzugehn
 und Das und Den,
 die man schon nicht mehr sah
 (so täglich waren sie und so gewöhnlich),
 auf einmal anzuschauen: sanft, versöhnlich
 und wie an einem Anfang und von nah
 und ahnend einzusehn, wie unpersönlich,
 wie über alle hin das Leid geschah,
 von dem die Kindheit voll war bis zum Rand-:
 Und dann noch fortzugehen, Hand aus Hand,
 als ob man ein Geheiltes neu zerrisse,
 und fortzugehn: wohin? Ins Ungewisse,
 weit in ein unverwandtes warmes Land,
 das hinter allem Handeln wie Kulisse
 gleichgültig sein wird: Garten oder Wand;
 und fortzugehn: warum? Aus Drang, aus Artung,
 aus Ungeduld, aus dunkler Erwartung,
 aus Unverständlichkeit und Unverstand:
 Dies alles auf sich nehmen und vergebens
 vielleicht Gehaltnes fallen lassen, um
 allein zu sterben, wissend nicht warum –

 Ist das der Eingang eines neuen Lebens?

Vergleiche mit dem biblischen Text.

